

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 22 (1981)
Heft: 7

Artikel: Die Korrektur
Autor: Sager, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wir sind alle gleich machtlos gegenüber dem Tod», findet er nur. Ein einziges Mal kannte er «ein Gefühl wie Unsterblichkeit»: im Erleben der Natur, in der Empfindung, «Teilchen der wunderschönen Welt zu sein — und das ist die ganze Philosophie. Ja, das ist es, das Glück: und damals wollte ich diese Wahl treffen. Entsprach sie mir aber? Ich suchte in allem einen andern Sinn. Und warum? Ist es nicht eine Versuchung, mit meiner menschlichen Ohnmacht das Geheimnis der Wahrheit und der Schönheit zu ergründen? Kommt nicht hiervon mein quälendes Schuldgefühl, dieses Bedauern, dass die Welt an einem Härchen hängt, dass etwas Wesentliches entschwindet? Nämlich? Die Güte? Der Glaube? Vertrauen und Mitleid? Nein, nicht die Schönheit wird die Welt retten, sondern die Wahrheit: dass keiner der menschlichen Fragilität entrinnt . . ., dass gegenüber dem Tod ein jeder so tragisch schwach ist. Und da hilft nichts. Weder Talent noch Ruhm noch Stellung. Nichts.» (7, S. 11)

Dann wirft er nochmals das Problem eines generell gültigen *Sinnes* auf, supponiert eine «höchste Kraft des Alls, ihre vernünftige Energie», die als Lenkerin der Geschehnisse den Platz Gottes ein-

nimmt («eines erdachten Gottes», meint Bondarew schreiben zu müssen). So unmarxistisch das alles klingt, einen befriedigenden Schluss liefert diese Kraft-und-Energie nicht.

Bleibt nur noch die Romantik, die Flucht in eine traumhaft entfremdete Jugendliebe, in ein «anderes Leben, wo es den Sinn der ganzen Welt gab»: «In der Unsterblichkeit der violetten, kühlen Abende im Samoskworeschtsje (Bezirk Moskau südlich der Moskwa) und in der jungen unsterblichen Anmut Maschas.»

Der Sprung in die Lyrik, in die Erinnerung vermeintlicher Erfüllung. Aber die Beschwörungsformel «unsterblich» bringt Maschas Jugend und Neigung nicht zurück.

Und es ist oberflächlich, die Wahl zwischen Leben und Tod so abzuhandeln, als gäbe es nicht eindeutig — bei Mose — Bedingungen und Aufzeigung der Folgen. Wie schon Goethes Werther . . .

Alles in allem dokumentiert Bondarew bloss, dass jedenfalls die Oktoberrevolution nichts Neues gebracht hat. Vielleicht regt das doch einige seiner Leser an, den Antworten selber nachzuspüren. ■

schieben der Eingabe fehlte. Indes, auf solche Fälle sind die Bürokraten aller Länder längst vorbereitet. Wo ein Problem sich stellt, ist eine Kommission flugs zur Hand. Eine solche wurde daher zur Prüfung der Eingabe aus Kasan gebildet, komplett mit Vorsitzendem, erstem stellvertretendem Vorsitzendem und Protokollführer. Sogar Mitglieder gab es.

Die Kommission leistete gute Arbeit. Nach drei Monaten konnte sie ihren Bericht vorlegen. Tatsächlich, so ihre Schlussfolgerung, stellt das Wort vom ungebetenen Gast, der ärger sei als ein Tatar, eine Rassendiskriminierung dar. Sie verstosse flagrant gegen die vom Genossen Breschnew neulich wiederum so treffend formulierte Generallinie der Partei.

Was sollte Fjodor Iwanowitsch damit anfangen? Jetzt war die Rassendiskriminierung durch eine Kommission bestätigt worden, hatte mithin Offizialität erlangt. Das Eisen wurde heisser. Was tun? — dieser Titel eines Buches von Lenin fällt dem geplagten Funktionär sehr rasch ein. Wie Zeit gewinnen? Wie sich aus der Schlinge ziehen? Nach kurzem Nachdenken erhellt sich Romanowskijs Gesicht. Der Ausweg lag ja auf der Hand. Die Kommission musste erneut und mit dem Auftrag befasst werden, nunmehr eine Lösung vorzuschlagen.

Der Ball war wiederum bei der Kommission angelangt, die so doch wenigstens ihre Existenzberechtigung überzeugend unter Beweis zu stellen vermochte. Also machte sie sich an die Arbeit. Weitere drei Monate später hatte sie die Lösung: eine einfache, geniale, und sie war der Wissenschaft aller Wissenschaften, dem dialektischen Materialismus, zu danken. Aus Freude darüber wurde ein Kommissionsessen veranstaltet und der Schlussbericht, also besiegelt und begossen, mit Kurier an den Genossen Romanowski abgeschickt.

Fünf Tage später traf er auf der Abteilung für Parteioorganisation ein. Fjodor Iwanowitsch las ihn, erst stirnrunzelnd, dann erleichtert, brachte einige Stempel und seine Unterschrift an, erhob den Lösungsvorschlag damit zur bindenden Anweisung und leitete das Dokument, mit sich und der Welt zufrieden, nach Kasan um.

Dort nahm Kamil Tagirow einen Monat später den Umschlag, den ihm ein Spezialkurier aushändigte, widerstrebend zur Hand. Solche Schreiben verheissen selten Gutes. Aber dann glitt ein Sonnenschein über sein Gesicht. Sein Aufatmen war fühl- und hörbar. Moskau hatte weise, hatte dialektisch entschieden, Väterchen sei Dank. Kamil las den Brief ein zweites Mal und beschloss, seiner Frau den Staubsauger doch endlich zu flicken. Beim dritten Mal verdunkelten sich seine Augen — hätte die Eingabe Scharifows nicht vielleicht doch besser den Weg zum Papierkorb statt den Umweg über Moskau genommen? Wenn er es sich richtig überlegte, ergab es sich jetzt, dass offenbar das Gegenteil einer Unfreundlichkeit nicht unbedingt eine Freundlichkeit sein musste. Die dialektischen Gesetze, die Kamil in seiner Schulzeit auswendig lernte, gerieten ins Wanken. Was hatte doch der Lehrer seinerzeit . . .? Ach, das war so lange her . . .

Denn nun hatte Moskau angeordnet, dass ab sofort unter mittelschwerer Strafandrohung auf dem gesamten Gebiet der Union nur noch gesagt werden dürfe:

«Ein ungebetener Gast ist *besser* als ein Tatar.» ■

Die Korrektur

Ein Feuilleton von Peter Sager

Da gibt es von alters her in Russland das geflügelte Wort, ein ungebetener Gast sei ärger als ein Tatar. Andere Völker haben andere unfreundliche Umschreibungen erfunden. In den germanischen Breitengraden wurde etwa nach dem Unterschied zwischen dem Gast und dem Fisch gefragt. Keiner, lautete die Antwort: beide stinken nach dem dritten Tag.

In Russland hat man die Tataren visiert. Einst waren sie als Besatzer gekommen, zu den Zeiten der Goldenen Horde. Da lag der Vergleich zum ungebetenen Gast eigentlich nahe und durchaus auf der Hand.

Inzwischen ist viel Wasser durch das Bett der Wolga geflossen. Die Tataren sind sesshaft geworden und haben ihren Stachel verloren. Sie sind seit dem 27. Mai 1920 gar Bürger einer Tatarischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik (TASSR), haben damit ein Heimatland von doppelter Ausdehnung der Schweiz und mit einer Bevölkerungszahl von 3,5 Millionen gefunden. Eine verschwindend kleine Minderheit also, zumal fast die Hälfte der Einwohner ohnehin zugewanderte Russen sind.

Nach diesen Gegebenheiten nun zu unsern anekdotischen Begebenheiten.



Aber die Grosse Oktoberrevolution hat nicht nur die TASSR als Teil der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) gebracht, sondern auch den Minderheitenschutz zugesichert. Das Regime hat bekanntlich viele

Versprechungen abgegeben, und niemand hat so richtig daran geglaubt. Mit der Zeit aber besinnen Bürger sich doch auf ihre Rechte. Und versuchen, sie gelegentlich sogar wahrzunehmen.

So hatte kürzlich Achmed Scharifow, auf Besuch beim Freund eines Onkels in Smolensk, die unliebsame Erfahrung gemacht, zwar als Tatar noch über den ungebetenen Gast gestellt, aber dennoch ausgelacht zu werden. Die Erfahrung wurmte ihn.

Zurück in Kasan, richtete er nach reiflichem Ueberlegen eine Eingabe an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der TASSR und beklagte sich in bewegten Worten über die Rassendiskriminierung, wie sie im Wort zum Ausdruck komme, ein ungebetener Gast sei ärger als ein Tatar.

Für den Genossen Kamil Tagirow, Sekretär des ZK der TASSR in Kasan, war das eine unbequeme, ja sogar eine unangenehme Akte. Wo von Rassendiskriminierung die Rede ist, muss man aufpassen; wo sie bloss stillschweigend praktiziert wird, kann man meist beide Augen schliessen. Was tun? Am besten entledigt man sich aller Unannehmlichkeiten und vor allem der Verantwortung auf dem Instanzenweg. Was also lag näher, als die Eingabe an das ZK der KPdSU in Moskau umzuadressieren? Gedacht, getan.

Die Akte erreichte auf den üblichen Umwegen Fjodor Iwanowitsch Romanowski, Sekretär der Abteilung für Parteioorganisation im ZK der KPdSU. Sie bereitete auch ihm keine Freude. Weil ihm die höhere Instanz zum weiteren Ab-